

Tempest, Bob Dylan, 2012 (Musikrezension)

*Tempest* ist Bob Dylans aktuellstes Album und natürlich schon im Titel kein Zufallsprodukt, sondern Kalkül. ‚Tempest‘ ist der englische Begriff für schweres Wetter, Sturm, zum anderen ist es wohl auch eine Anspielung auf Shakespeares Drama *The Tempest*. Man kommt der Sache noch näher, wenn man das französische Wort für Wetter, ‚temps‘, mitdenkt, das gleichzeitig auch Zeit bedeuten kann. Das Album *Tempest* durchziehen Songs, die alle auf ihre je unterschiedliche Art dramatische Zeitpunkte und Abläufe beschreiben. Darauf komme ich gleich zurück.

Vorher möchte ich aber dem Musiker und der Musik selbst einige Zeilen widmen. Seit einiger Zeit scheint es sicher, diese einst so markante, nie schöne, aber dafür charakteristische Stimme, ist endgültig erloschen. Es ist nur ein Krächzen geblieben, von Singen keine Spur mehr. Das Alter und seit über fünfzig Jahren auf Tour, das alles hat seinen Tribut gefordert. Dafür, dass kaum noch was zum Intonieren geblieben ist, holt er das Äußerste heraus. An manchen Stellen gelingt es ihm gut, dann sackt die Stimme wieder in sich zusammen.

Wer sich mit Dylan ein wenig auskennt, dem kommen daher auch Zweifel. Kann er wirklich nicht mehr oder übertreibt er die Brüchigkeit extra? Dylan wird ja nicht müde zu betonen, dass er Lyriker und kein Musiker sei, die musikalische Form, damit auch die Gesangsstimme, ihm letztlich egal ist. Diesen Manierismus pflegt er mit Bedacht und bietet in Konzerten oft Interpretationen seiner Stücke an, die diese zur Unkenntlichkeit entstellen. Regelmäßig spaltet sich darauf hin das Auditorium. Die Einen, wie sie glauben, die wahren Fans des Meisters, lächeln dann wissend, die andere Hälfte im Saal überlegt zu gehen oder tut dies auch wirklich. (Ich gehöre zu diesen oftmals Empörten.)

Was die Stimme und seine Veränderungswut anrichten, muss deshalb die Begleitband durch ihr Spiel wieder wettmachen. Nun macht es glücklicherweise von vorne herein keinen Sinn, bei Erstveröffentlichungen gleich mehrere Variationen desselben Stückes anzubieten und daher kommt man, ob es der Meister will oder nicht, immer in den Genuss einer ersten, einprägsamen Form.

Mit der momentanen Bandzusammensetzung arbeitet Dylan schon etliche Jahre und das merkt man. Anders, als der Formoffene Lyriker hat die Kapelle ihre Ausdrucksform längst gefunden. Da

sitzt jeder Ton. Es ist eine einfache, aber zu Dylans Texten passende und diese auch tragende Musik. Ohne diese instrumentalen Haudegen könnte er sich seine wegwerfenden Kapriolen auch nicht leisten.

Wer also so sehr gegen die eigene, wieder erkennbare musikalische Virtuosität anrennt, der muss einiges an textlicher Qualität anzubieten haben. Und das hat er natürlich, wie man seit Jahrzehnten weiß. Dylan ist einer der herausragenden Poeten der amerikanischen Nachkriegsgeneration und er wird nicht von ungefähr jedes Jahr aufs Neue für den literarischen Nobelpreis vorgeschlagen.

Im Übrigen besitzt er in Wahrheit natürlich auch ein enormes musikalisches Wissen. Dylan ist ein wandelndes Lexikon der Musikstile beziehungsweise er besitzt ein riesiges Archiv moderner Musiktraditionen. Bis vor Kurzem hat Dylan in New York eine Musiksendung im Radio moderiert, die zum Besten zählte, was erklärende Musiksendungen liefern können. Die Mitschnitte sind auf CD erhältlich und unbedingt zu empfehlen.

Nun aber zu *Tempest*. Was also ist das für ein Album? Da ist vor allem der Titelsong zu nennen. *Tempest* erzählt zu den Klängen eines Missetteswalzers den Untergang der Titanic. Das Stück ist eine Viertelstunde lang und entwickelt von Strophe zu Strophe eine zunehmende Sogkraft, die durch keinen Refrain gebremst wird. Irgendwann, noch ehe man sich recht versehen hat und über den eingängigen und ergreifenden Schwung des Walzers begonnen hat dem Text zu folgen, ist es schon passiert. Die Tragödie nimmt ihren linearen Verlauf, da ist kein Entkommen mehr, für die Menschen an Bord nicht und für den Zuhörer auch nicht. Man begleitet das Drama gebannt bis zum Schluss und wenn die letzten Töne verklingen, ist auch kein Wille mehr, mehr hören zu wollen. Man sitzt wie hypnotisiert da. Der Mythos besagt, dass die Bordkapelle Anweisung hatte während des Untergangs eingängige Weisen zu spielen... Diese Geschichte hat sich Dylan hier zu eigen gemacht.

Dylan nutzt solche ‚longsongs‘ von Zeit zu Zeit und immer dann, wenn es ihm um politische Aussagen zur Zeit geht. Gegen Ende der sechziger Jahre war es *Desolation row*, mit dem er das alltägliche Monströse und die luzide Absurdität einer überkommenen und aufbrechenden Gesellschaft besang. In *Tempest* besingt er die Apokalypse, aber nicht alttestamentarisch, selbstgerecht mit strafendem Unterton, hier und heute

dauern ihn die Menschen am Abgrund. Da geht mit der Titanic alles zugrunde, was die Menschheit zu bieten hat und das ist wert benannt zu werden, eines wie das andere, eines nach dem anderen, in fünfundvierzig schicksalsschweren Versen bis es vorbei ist.

Eigentlich darf das Lied gar nicht enden und das Album auch nicht an dieser Stelle. So zeugt es von einer präzisen Gesamtkomposition, dass danach noch *Roll on John* folgt, ein Gedenken an John Lennon. *Tempest*, der Sturm, rahmt als Metapher alle Stücke. Damit hat Dylan den bildhaften Begriff für seine apokalyptischen Vorstellungen gefunden. Dieser Sturm reißt alles mit, hebt sämtliche Ordnungen auf, reißt auseinander, was zusammen gehört, zerbricht die Hoffnung der Liebe. Diesem Reigen entkommt man nicht. Das Album, muss man es noch erwähnen, hat eine geradezu unglaubliche Dichte.

Detlef Klöckner